

LAURA
PURCELL

DAS
PORZELLANHAUS

Aus dem Englischen von Eva Brunner



FESTA

Die englische Originalausgabe *Bone China*
erschien 2019 im Verlag Raven Books.
Copyright © 2019 by Laura Purcell

1. Auflage September 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Lektorat: Bernhard Kempen
Titelbild: Kim Isaak
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-081-6
eBook 978-3-98676-082-3



Kein göttliches Wort dämpfte das Unwetter,
Nirgends leuchtete ein gnädiger Schein;
Als, fern von jeglichem Retter,
Wir starben, jeder für sich allein:
Doch unter einem raueren Meer
Stürzte ich in tiefere Klüfte als er.

Aus Der Schiffbrüchige
von William Cowper, 1799



Die handelnden Personen

MORVOREN HOUSE

Esther Stevens / Hester Why – Kammerzofe, die unter
einem falschen Namen arbeitet

Mrs. Quinn – Haushälterin

Merryn – Küchenmädchen

Lowena – Dienstmädchen

Mrs. Bawden – Köchin

Gerren Tyack – Kutscher und Stallmeister

Creeda Tyack – dienstältestes Mitglied des Personals

Miss Louise Pinecroft – Hausherrin

Miss Rosewyn Pinecroft – ihre Schutzbefohlene

Mr. Trengrouse – Hilfspfarrer der Gemeindekirche

Dr. Bligh – Vikar derselben

MORVOREN HOUSE – VOR 40 JAHREN

Dr. Ernest Pinecroft – Arzt

Miss Louise Pinecroft – seine älteste Tochter

Mrs. Louisa ›Mopsy‹ Pinecroft – seine verstorbene Frau

Miss Kitty Pinecroft – seine verstorbene Tochter

Master Francis Pinecroft – sein verstorbener Sohn

Pompey – der Familienhund

Creeda Nancarrow – Hausmädchen und ehemalige
Porzellanmalerin

Gerren Tyack – Stallbursche

Seth

Michael

Harry

Tim

Chao – Schwindsüchtige aus dem Gefängnis von
Bodmin

HANOVER SQUARE

Sir Arthur Windrop – Hausherr

Lady Rose Windrop – seine Frau

Mrs. Windrop – seine verwitwete Mutter

Esther Stevens – Kammerzofe von Lady Rose

Mrs. Glover – Haushälterin

Burns – Hausmädchen von Mrs. Windrop

Mrs. Friar – Krankenschwester und Assistentin des
Geburtshelfers



TEIL EINS

HESTER WHY





I

Die Liebe ist fragil, sagte meine Mutter einmal. Sie kann zerbrechen.

Für manche Menschen mag das wahr sein, aber nicht für mich. Meine Liebe ist etwas, das Besitz ergreift. Eine Ranke, von der ich mich nicht befreien kann und die mich hinunter in die Tiefe zieht.

Sie schleppt mich bis nach Cornwall, in eine Grafschaft, in die ich nie zuvor einen Fuß gesetzt habe. Hätte ich diesen kalten Nebel gespürt, hätte ich es mir vielleicht noch einmal überlegt, ob ich mich auf die Anzeige als Krankenschwester und Kammerzofe bewerben soll.

Aber habe ich wirklich eine Wahl? Ich kann nie mehr nach London zurückkehren. Ich muss die Postkutsche nach Irgendwo nehmen, und es scheint angemessen, ans Ende des Landes zu flüchten, an einen Ort, der am Rande der Landkarte liegt.

Es ist der bitterste Winter, solange ich mich erinnern kann. Selbst für Schnee ist es zu kalt. Eine in weißer Unschuld gewaschene Welt soll mir Trost spenden, aber nein – das hier ist die Jahreszeit von Schneeregen und metallblauem Himmel. Alles ist grau und kalt. Wie im Eiskeller, wie in meinem Herzen.

Gefrorene Äste kratzen wie mit Fingern über das Dach, während wir mit schlitternden Rädern über die Straße rasen. Nicht einmal der saure Atem und der Körpergeruch meiner Mitreisenden erwärmen die Luft in der Kutsche. Eine ältere Frau, die nach Nachtopf riecht, drückt sich dicht an mich; mir gegenüber spreizt ein brutales Ungetüm von Mann die Beine. Offiziell bietet die Postkutsche innen Platz für vier Fahrgäste, doch dieser Fahrer hat sechs von uns hineingezwängt. Meine Arme sind an die Seiten geklemmt, ohne Gefühl. Dabei sind wir die Glückspilze, die drinnen sitzen und nicht auf dem Dach.

Die Fenster klappern ununterbrochen in ihren Rahmen; der Schneeregen prasselt unaufhörlich. Schatten kriechen über die Gesichter der Fahrgäste mir gegenüber, breiten sich wie Flecken aus. Nur ihre Augen bleiben hell und glänzen hin und wieder mit einer nagetierhaften Hinterlist.

Es scheint eine Ewigkeit her zu sein, dass wir die armen Pferde das letzte Mal gefüttert haben. Meine trockenen Lippen beginnen zu zucken. Den ganzen Tag bin ich schon unterwegs ohne jegliche Linderung.

Gekleidet wie ich bin, in ihren ausrangierten Sachen, mache ich einen seriösen Eindruck. Es wäre unpassend, jetzt mein Taschenfläschchen hervorzuholen und die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Das wäre unschicklich. Rücksichtslos. Und dennoch ...

Meine Lippen sind sehr trocken.

Ich könnte es wagen.

Ich *muss* es wagen.

Gegen meine Begleiter ankämpfend, manövriere ich meinen am Handgelenk hängenden Pompadour auf den Schoß meines Kleides. Das Zinnfläschchen darin schlägt gegen meinen Oberschenkel. Mit geübten Händen richte ich den Hals zur Kordelöffnung meines Pompadours aus und ziehe den Pfropfen heraus. Die anderen Reisenden werden zwar sehen, wie ich die Tasche zum Mund führe, aber nicht, was sie enthält.

Nur einen Schluck – schnell und flüchtig wie die Berührung der Lippen eines Liebhabers. Das genügt. Als Arznei.

Ich senke den Pompadour, füge den Pfropfen wieder ein. Niemand bemerkt es.

Aber auch ohne ihre Blicke spüre ich einen Anflug von Scham. Ein inneres Bewusstsein, dass ich mich in letzter Zeit etwas zu sehr auf Spirituosen verlassen habe. Aber Alkohol reinigt Wunden, nicht wahr?

Wasser rinnt über die Scheiben. Trüber Nebel kriecht durch die Ritzen der Türen, ein ungebetener Gast. Im Moment scheint mir, dass dies die Hölle sein muss: keine Feuergrube, sondern auslaugende Kälte und die Sehnsucht nach Ruhe, die nie gewährt wird. Das tote Fleisch, die Marmorstatuen, die über den Gräbern stehen: Beide sind kalt.

Endlich ertönt der Ruf vom Dach: »New London Inn, Exeter!«

Unser Ziel, doch das wilde Tempo wird nicht gedrosselt. Stattdessen ertönt ein schreckliches, hohes Kreischen.

Mit einem Mal dreht sich die Kutsche. Wir werden gegeneinander geschleudert. Die alte Frau neben mir

schreit. Zum ersten Mal bin ich froh, zwischen ihr und dem großen Mann eingezwängt zu sein. Ihre Masse hält mich an meinem Platz.

Andere haben weniger Glück.

Als wir ruckartig zum Stehen kommen, höre ich ein Knacken, spüre ein Kribbeln in meinen Backenzähnen. Die folgende Stille ist ohrenbetäubend.

Der Mann neben mir räuspert sich. »Wahrscheinlich ein Postsack«, sagt er wenig überzeugend.

Ich weiß, dass es das nicht ist.

Schreie von draußen. Die anderen fünf Passagiere starren sich an. Nur ich lehne mich nach vorn und höre, wie der Kutscher oben auf dem Kasten flucht.

Seine Worte klingen wie eine Beschwörung und wecken etwas, das ich schon lange für tot gehalten habe.

Das alte Gefühl, gebraucht zu werden.

»Lassen Sie mich hinaus«, rufe ich. »Bewegen Sie sich! Um Himmels willen, bewegen Sie sich!«

Der grobschlächtige Mann rührt sich kaum. Ich muss über seine Beine klettern und die Tür aufreißen. Kalte Luft strömt herein und brennt mir auf den Wangen. Ich springe aus der Kutsche.

Ich lande schwer auf meinen Knien, die ich mir aufschürfe, und verfehle nur knapp einen Misthaufen. Der enge Knoten meines Pompadours reibt gegen mein Handgelenk. Obwohl es erst später Nachmittag ist, ist es auf dem Hof beängstigend dunkel. Alles riecht nach Rauch und Stroh.

Unsere Kutsche steht fast völlig verkehrt herum, mit der Hinterseite zum Hofeingang. Dicke schwarze Linien auf dem reifbedeckten Kopfsteinpflaster zeigen

die Spuren, die die Räder hinterlassen haben, als sie zu schnell auf dem Eis aufschlugen. Es ist die Schuld des Kutschers, der nicht rechtzeitig die Ketten anlegte. Die Kutschenlampen beleuchten die von den Pferden aufsteigenden Dampfschwaden und weiter hinten tiefrote Blutflecken auf dem Kopfsteinpflaster.

»Ein Wundarzt!«, ruft jemand.

Wie ich vermutet habe, ist ein Passagier vom Dach gestürzt.

Er kommt wieder zu Bewusstsein. Die Augenlider zucken und die Lippen spucken ihren Schmerz aus. Doch niemand nähert sich ihm. Ein paar Stallburschen stehen im Halbkreis und betrachten ihn, als wäre er ansteckend.

Ich sollte es ihnen gleichtun. Es dabei belassen, bis ein Wundarzt eintrifft, um dem Verletzten zu helfen. Aber ich habe mit meinem Vorsatz, mich unauffällig zu verhalten, bereits gebrochen, als ich aus der Kutsche sprang.

Er stößt ein herzerreißendes Stöhnen aus, und ich weiß, dass ich nicht länger zögern kann.

Ich dränge mich an den Stallburschen vorbei und gehe neben dem Patienten in die Knie. Der Anblick ist nicht schön. Sein Kopf ist am Haaransatz aufgeplatzt und eine fleischartige, korallenrote Substanz säumt die Wunde. Wenn ich nicht eingreife, wird er mit Sicherheit sterben. Mit einer behandschuhten Hand drücke ich den Riss zu und spreche Worte des Trostes, die ich auswendig gelernt habe. Kupfernes Blut mischt sich unter den Gestank von Pferden und Holzrauch.

»Still jetzt. Ich werde Ihnen helfen.«

Er stöhnt.

Nur ein Bruch kann den Winkel seines rechten Beins erklären. Ich bete, dass es kein offener ist, denn dann würde er die Gliedmaße ganz und gar verlieren. Falls er die Amputation letztlich überlebt.

Als ich aufschaue, sehe ich, dass der Schaffner und der Kutscher abgestiegen sind. Drei der Passagiere aus dem Innenraum haben sich ebenfalls hinausgewagt, um zu gaffen, aber die Reisenden auf dem Dach sitzen wie versteinert da. Ich kann es ihnen nicht verdenken. Hätte ich diesen Mann hinabstürzen sehen, hätte ich Angst, selbst zu fallen und sein Schicksal zu teilen.

Ich erkenne den korpulenten Mann, der neben mir in der Kutsche so viel Platz einnahm.

»Sie da!«, dröhnt meine Stimme gebieterisch. »Kommen Sie her. Leihen Sie mir Ihren Stock.«

Er stolpert vorwärts, lässt seinen Gehstock mit dem Bernsteinknauf fallen und will sich zurückziehen, aber ich – vielleicht von einem unwürdigen Rachegefühl getrieben – brülle: »Jetzt die Bänder vom Gepäck. Schnur, Kordel, irgendetwas Starkes. Bringen Sie es mir. Beeilen Sie sich!«

Die beiden anderen Fahrgäste eilen ihm zu Hilfe. Ihre Gestalten bewegen sich vor dem schattigen Rumpf der Kutsche hin und her. Trotz allem spüre ich ein Hochgefühl. So lebendig habe ich mich seit vielen Wochen nicht gefühlt.

Die Muskeln in meinen Händen sind weniger erfreut; sie beginnen zu klagen. Das Blut des Patienten pulsiert unter meinen Fingern im Takt meines eigenen Herzschlags.

Ich wende mich an den Schaffner neben mir. »Sir, bitte legen Sie Ihre Hände hierhin, wo meine sind.«

Er starrt mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte. »Sie hinlegen ...?«

»Zu beiden Seiten der Wunde, und drücken Sie fest zu. Sie haben doch Kraft, nicht wahr?« Es ist eine unnötige Frage: Ich habe schon Zugpferde gesehen, die weniger Muskeln besaßen.

Sein Gesicht verzieht sich. »Wirklich, Miss, für so was werde ich nicht bezahlt.«

»Großer Gott! Was sind Sie nur für ein Mann?«, rufe ich. »Die Geschichte wird in den Herbergen die Runde machen: wie Sie es mit den Ketten vermasselten und dann eine um Hilfe schreiende Frau im Stich ließen, weil Sie kein Blut sehen können!«

Das kommt bei ihm an. Er gehorcht, wenn auch widerwillig, und beäugt mich, als wäre ich ein Hund, der ihn angreift. Ich vermute, dass er mich bis jetzt für eine Dame hielt. Das ist eine Illusion, die ich nicht länger aufrechterhalten kann.

Ich hole das Taschenfläschchen aus meinem Pompadour und schütte den Gin in den klaffenden Mund des Patienten. Keine Chance diesmal, dass meine Begleiter es für Wasser halten. Der Geruch steigt auf wie Schamröte, um mich zu verurteilen. Es sorgt für Stirnrunzeln, aber ich kann mein Tun nicht bereuen. Bei den Verletzungen dieses armen Mannes bedauere ich nur, dass ich ihm nicht etwas Stärkeres verabreichen kann.

Er rührt sich. Jede Spur von Farbe ist aus seinem Gesicht gewichen. Seine Augen starren, aber sie sind

glasig, und ich bezweifle, dass sie mich oder irgend-
etwas anderes außer dem Schmerz wahrnehmen.

Zaghafte berühre ich sein Bein. Kniehosen und
Wollstrümpfe sind zerrissen und offenbaren grausame
Schürfwunden, aber mein Gebet wurde erhört: Es gibt
keine Löcher, keine ekelerregenden Knochen, die sich
durch die Haut bohren. Der Bruch ist sauber.

Ich nehme selbst einen Schluck Gin, um Mut zu
schöpfen für das, was ich als Nächstes tun muss. Es ist,
als würde ich Eissplitter trinken. Ein paar tiefe Schlucke
beflügeln meine Sinne und schärfen meine Sicht.

Ich lege meine Hände auf das Bein, leite Willenskraft
in meine Finger.

Ziehe.

Es gibt ein schreckliches, nasses Knacken.

Mein Patient brüllt. Die Pferde bäumen sich in ihren
Geschirren auf. Selbst der Schaffner sieht aus, als würde
er in Ohnmacht fallen.

»Sie werden es mir noch danken«, rufe ich über den
Tumult hinweg. Der Verletzte hört es nicht. Er ist in
Ohnmacht gefallen.

Ich lege den Stock an sein Schienbein und binde ihn
mit der stibitzten Schnur fest. Eine erbärmliche Schiene,
aber besser als nichts. Ich habe das Ergebnis von Brüchen
gesehen, die im falschen Winkel zusammenwachsen: ein
Leben lang Missbildungen und Schmerzen.

Aber das Bein dieses Mannes sieht gut aus – gerade.

Wie lange ist es her, dass ich diesen sanften Triumph
 gespürt habe, dieses warme Kribbeln, das sich bis in
die Fingerspitzen ausbreitet? Nicht einmal Gin kann
ein solches Gefühl erzeugen. Ich habe repariert, was

zerbrochen war. Vielleicht, vielleicht, wenn ich auf diesem Weg so weitergehen könnte ...

Eine schwere Hand legt sich auf meine Schulter.

Die Gestalt eines ganz in Schwarz gekleideten Mannes zeichnet sich im Schein der Laterne ab. Er trägt eine gepuderte Perücke und einen hochmütigen Gesichtsausdruck. In der freien Hand hält er einen Handkoffer – aus Ochsenleder, anders als der ramponierte meines Vaters, aber er ist kleiner, und ich bezweifle, dass er viel Brauchbares enthält.

Ich erkenne einen Quacksalber, wenn ich einen sehe.

»Das genügt, Madam. Ich werde von jetzt an übernehmen. Wer von euch Burschen wird diesen Mann in die Herberge tragen?«

Es kommt Bewegung in die Sache. Hufe klappern, eine weitere Kutsche nähert sich dem Hof. Die Schaulustigen, die meinen Anweisungen so zögerlich gefolgt sind, beeilen sich, dem Fremden zu helfen.

»Aber ich ... Bitte warten Sie, ich habe noch nicht ...«

Meine Worte sind sinnlos, ich bin unsichtbar. Sie schnappen sich den Patienten, der mir Sinn und Zweck gab, und tragen ihn fort.

»Ich bin mir sicher, Sie haben nach bestem Wissen und Gewissen geholfen«, spottet der Quacksalber. »Sie müssen jetzt einem echten Arzt erlauben, ihn zu behandeln.«

»Könnte ich Ihnen nicht helfen?«, flehe ich ihn an.

»Das ist nicht nötig.« Er winkt lässig mit der Hand ab und schlendert davon. Als wäre ich so unbedeutend, dass er mich nicht weiter beachten muss.

Ich bleibe allein zurück.

Der Atem keucht aus meinem Mund, wird zu Nebel.
Großer Gott, was habe ich getan?

Sie werden sich jetzt an mich erinnern. Daran gibt es keinen Zweifel. Niemand, der die Postkutsche von Salisbury nach Exeter nahm, wird mein Gesicht vergessen, mein Verhalten, als ich dem Verletzten geholfen habe. Sie werden sich an beides erinnern, wenn sie danach gefragt werden.

Wie kalt es ist. Kälter, als ich es bei meinen Bemühungen empfunden habe: ein strafender, beißender Wind.

Ich wünschte, ich hätte Zeit gehabt, meinen Mantel einzupacken, bevor ich fortlief.

Ich stampfe mit den Füßen, versuche, meine Beine zu spüren. Lieber Gott, lieber Gott! Warum habe ich diesem Mann geholfen? Es hat nichts genützt. Unter der Obhut dieses hochmütigen Quacksalbers wird er wahrscheinlich ohnehin sterben.

Aber die Erinnerung an mein Tun wird bleiben.

Das ist meine Schwäche. Ich handle aus einem Impuls heraus, ohne auf die Folgen zu achten. Ich habe nichts dazugelernt. Nach all den schrecklichen Nachwirkungen meiner Torheit habe ich immer noch nichts gelernt.

Meine gefrorenen Hände stechen, als wären sie mit Nadeln gespickt. Ich reibe sie aneinander. Schnaufe.

Blut tränkt meine Ziegenlederhandschuhe. Auch auf meinem Reisekleid sind Spritzer zu sehen, zusammen mit Strohfetzen und einem Fleck, der wohl Pferdemit ist. Aber das Schlimmste sind die Handschuhe.

Blut an meinen Händen.

Am liebsten würde ich sie mir herunterreißen und mit den Füßen zertreten, aber ich widerstehe, denn ich weiß, dass der Fleck auf meiner Haut sein wird, eingefärbt in die Ritzen meiner Handflächen.

Ein paar Stallburschen führen frische Pferde hinaus. Die Tiere scheuen vor mir und rollen mit den Augen, als wäre ich eine Bedrohung. Die Fenster der Herberge sind voller Gesichter. Sie starren mich an. Sie fragen sich, wer und was ich bin.

Wie konnte ich nur so eine Närrin sein?

Mein kleiner, ramponierter Reisekoffer liegt in einer Pfütze aus gefrorenem Schlamm, in die der große Mann ihn geworfen haben muss, als er nach Schnüren suchte. Ich rette ihn und drücke ihn an mich. Letzten Endes ist dies das einzige Zuhause, das ich noch habe. Alles, was ich schätze, ist in diesem Koffer enthalten, und jetzt mache ich mir Sorgen, dass er unsanft behandelt wurde; vielleicht ist etwas kaputt gegangen.

Ich bin versucht, mich zu vergewissern, aber ich habe keine Zeit. Die Kutsche der Old Exeter Mail wartet auf niemanden und hat ihren zehnminütigen Aufenthalt bereits beendet. Unsere neuen Pferde kauen an den Trensen, während der Kutscher seinen Sitz wieder einnimmt und die vielen Patten seines Wintermantels flattern lässt.

Eine weitere beschwerliche Reise liegt vor uns, und ich bin schon jetzt todmüde. In der kurzen Zeit zwischen den Etappen hatte ich mir vorgenommen, wenigstens meine Blase zu entleeren. Aber jeder Augenblick meiner Auszeit war dem verletzten Mann gewidmet. Jetzt muss ich meinen Koffer in den Korb

packen und zurück in die Kutsche neben die stinkende alte Frau klettern.

Diesmal drückt sie sich nicht dicht an mich heran.
Alle Fahrgäste halten Abstand.



2

Ich habe nicht erwartet, dass ich diese Stelle antreten würde, ohne mich an meinen Arbeitsbeginn am Hanover Square zu erinnern. Sosehr ich ihn auch zu vergessen versuche, hat sich dieser Tag dennoch in mein Gedächtnis eingebrannt. Es war klar, dass ich Vergleiche anstellen würde. Aber auf einen so starken Kontrast war ich nicht vorbereitet.

Es ist fast vier Uhr morgens. In der Herberge der Poststation von Falmouth stinkt es nach schalem Bier und Zahnfäule. Die griesgrämige Wirtin erlaubt mir nicht, eine Kammer zu benutzen, es sei denn, ich bezahle für die ganze Nacht, also kauere ich mich neben das Gebüsch und versuche mich im Schutz des kargen Lichts umzuziehen.

Ich bin wirklich tief gesunken. Es schmerzt mich, wenn ich daran denke, wie glücklich ich war, als ich die Stelle der Zofe von Lady Rose bekam. Ich hatte so sehr gehofft, dass ich diesmal Glück haben würde. Mutter und ich hatten ein neues Kleid genäht, das ich vorsichtig anlegte. Ich stand steif da, damit der Stoff nicht knitterte.

»Ruiniere es nicht!«, sagte Mutter.

Damit meinte sie nicht nur das Kleid.

Jetzt knülle ich ein blutverschmiertes Kleid und Handschuhe zu einem Bündel zusammen und schiebe es so weit wie möglich unter meine anderen Sachen. Das meiste Blut ist getrocknet, auch an meinen Handflächen. Ich spucke darauf und reibe sie aneinander, bevor ich mir frische Handschuhe anziehe.

Das Leinenbündel oben im Koffer ist immer noch fest verschnürt. Behutsam schüttele ich es. Es folgt kein ekelhaftes Klirren von zerbrochenem Porzellan. Die Erleichterung treibt mir Tränen in die Augen. Ich dachte, es könnte nicht noch trostloser werden, aber jetzt wird mir klar, wie es wäre, wenn ich das hier verlieren würde ...

Meine Lippen sind sehr trocken.

Ich schließe den Koffer und verriegle ihn. Ich kämpfe mich aus dem Gebüsch, schüttele Staub ab und suche mir einen Platz neben der Herberge, wo ich mich mit meinem neuen Arbeitgeber verabredet habe. Die Nacht ist pechschwarz und ich bin froh über die Dunkelheit. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mein Kleid richtig zugeknöpft habe und ob womöglich Zweige aus meinem Haar ragen.

Was für ein miserabler Anfang! Der Wind salzt meine Lippen. Die Möwen erwachen und rufen vom Hafen her, aber es ist nicht der angenehme Klang, den ich erwartet hatte: Ihre Stimmen sind schrill, feindselig.

Ich hatte gehofft ... Doch das waren die Gedanken eines naiven Mädchens. Ich denke ständig, ich könnte die Vergangenheit auslöschen.

Ich habe es nicht verdient, hier glücklich zu sein.

Nur eines kann mir helfen. Ich setze den kalten Rand des Taschenfläschchens an meine Lippen und sauge.

Es ist leer.

Wie kann es denn schon leer sein?

Natürlich – der Mann, der vom Dach gefallen ist. Noch einmal sehe ich seinen klaffenden Mund, sein schmerzverzerrtes Gesicht. Und so gemein es auch ist, ich missgönne ihm jeden Tropfen. Er wird ohnehin bald sterben. Mein Schnaps dürfte ihm nicht geholfen haben. Ich hätte ihn für mich behalten sollen.

Auf einmal spüre ich die Angst in meiner Brust und die üblen Gerüche, die der Wind mit sich bringt: Teer, altes Seil, toter Fisch.

Ohne Gin werden die Erinnerungen an die Oberfläche gespült.

Ich darf nicht in Panik geraten. Bin ich nicht bei einer Herberge? Drinnen warten ganze Fässer und Flaschen mit Spirituosen. Ich muss in den Schankraum eilen und den Wirt bitten, mein Fläschchen aufzufüllen.

Ich mache mich auf den Weg, doch dann bimmelt rechts von mir Pferdegeschirr. Ein Ponywagen schält sich aus der Dunkelheit, gefahren von einem alten Mann.

»Miss Why?«

Die Enttäuschung trifft mich so sehr, dass ich vergesse, auf meinen angenommenen Namen zu reagieren.

»Hester Why?«, wiederholt er.

»Ja.« Zu laut, zu schnell.

»Ich bin gekommen, um Sie zum Morvoren House zu bringen.«

Er ist tief über die Zügel gebeugt. Das Pony stammt aus einer mittelmäßigen Zucht. Es wirft den Kopf hoch und schnaubt, als würde es auch nicht viel von mir halten.

»Ich habe einen Koffer.«

Der alte Mann steigt nicht ab, um mir zu helfen. Sein Gesicht ist verwittert und hart. Zwei Augen lugen aus schmalen Schlitzen unter der Stirn hervor. Womöglich ist er halb blind.

Das empfiehlt ihn zwar nicht als Fahrer, aber wenigstens sieht er nicht, wie schlampig ich gekleidet bin.

Meine müden Arme schaffen es gerade noch, meinen Koffer hochzuhieven. Ich folge ihm ohne ein Mindestmaß an Eleganz. Ganz anders als am Hanover Square. Dort wurden Lady Rose und ich von einer Kutsche mit gelben Brokatstäben, passenden Vorhängen und livrierten Lakaien über so kurze Strecken befördert. Ich kann froh sein, dass der Wind so heftig ist; ich brauche keine Entschuldigung für meine tränenden Augen.

»Und wie ist *Ihr* Name?«, erkundige ich mich.

»Gerren.«

Das Pony hebt den Schwanz und gibt einen Klumpen dampfenden Kots frei.

Gerren schalzt mit der Zunge. Er lenkt den Wagen weg vom Hof und von meiner letzten Chance auf kostbaren Gin hinaus ins Weite.

Schon bald lassen wir die Lichter und das geschäftige Treiben in der Postherberge von Falmouth hinter uns. In meinen Augen scheint die Dunkelheit vollkommen zu sein. Unsere Lampen sind jämmerlich schwach und beleuchten lediglich den Rücken unseres Ponys, das

dahintrottet. Jeder Hufschlag hallt in meinen Hüften wider. Fast so sehr, dass ich die Federung der Postkutsche vermissem.

Meile folgt auf Meile. Das Kopfsteinpflaster weicht einem zerfurchten Feldweg. Unser Wagen ist allen Winden ausgeliefert, wird hin und her gerüttelt. Der Schneeregen prasselt auf meine Wangen, jeder Tropfen ist ein kalter Nadelstich. Ich ziehe die Knie aneinander, verschränke die Arme und versuche mir vorzustellen, ich sei weit weg.

Es scheinen Stunden zu vergehen.

Schließlich stößt das Rad in ein Schlagloch und reißt mich aus dem Dämmer Schlaf. Ist das die See, die ich höre, die vor sich hin murmelt? So ein seltsames Geräusch: unruhig und lauter als erwartet. Ich beuge mich vor, gespannt auf den ersten Blick. Doch was ich sehe, lässt mich erschauern.

Links von mir gähnt ein steiler Abhang, vielleicht sechs Meter tief, der in einem kurzen Streifen Sand und schwarzem Wasser endet. In Träume versunken habe ich nicht bemerkt, dass unser klappriger Ponywagen eine Klippe erklommen hat.

Mein Magen ist so aufgewühlt wie das Wasser unter mir. Eine der wenigen Tröstungen, die ich mir von dieser Nacht erhofft hatte, war, endlich den Ozean zu erblicken. Ich hatte ihn mir blau und heiter vorgestellt. Was unter mir brodelt, ist dunkel, beängstigend mächtig: ein Kessel voller Dämonen.

Steine rutschen unter den Hufen des Ponys. Ich halte mich verzweifelt fest und sehne mich nach nur einem Schlückchen Gin, um meine Nerven zu beruhigen. Es

kommt mir so vor, als wäre ich schon ewig unterwegs, ohne dass ein Ende abzusehen wäre.

Nach einiger Zeit streift die Morgendämmerung den Horizont. Die Wolken sind zu schwer, als dass man sie sehen könnte; es entfalten sich nur ganz schwache pfirsich- und zitronenfarbene Bänder. Dennoch besteht Hoffnung auf Licht, und allmählich kehrt Farbe in die Landschaft zurück. Links von mir besänftigt sich das Meer und wird kieselgrau. Möwen tauchen auf, deren weiße Bäuche über uns kreisen. Sie singen traurig und ahnungsvoll ein Klagelied zur aufgehenden Sonne und fordern mich auf umzukehren.

»Wir sind jetzt auf Morvorenland«, krächzt Gerren. Es erschreckt mich, seine Stimme zu hören.

»Mir ist nicht aufgefallen, dass wir irgendwelche Tore passiert haben«, bemerke ich.

Die meisten Landbesitzer schützen ihr Wild eifrig vor Wilderern, aber hier oben gibt es dafür wenig Anlass. Das Land ist nicht kultivierbar, sondern struppig, mit Büscheln von Disteln und Heidekraut. Hasen ertragen diese exponierte Lage nicht. Die einzigen Vögel haben graue Federn.

»Da. Sehen Sie es?«

Nach der albtraumhaften Fahrt und dem schrulligen Fahrer erwarte ich fast, ein düsteres Schloss zu sehen, das unmittelbar aus Mrs. Radcliffes Romanen stammt. Aber das Morvoren House steht wachend hoch über der Klippe und trotz den Elementen mit ernstem Gleichmut. Es ist breit und gedrungen, zwei Stockwerke hoch und mit grauem Mörtel verputzt, aus dem kleine Steine herausragen – Rauputz, so wird es

genannt, glaube ich. Schornsteine krönen das graue Schieferdach. Einer von ihnen raucht.

Es gibt keinen Innenhof. Keine Springbrunnen, keine Baumallee auf der Rückseite des Hauses. Ein Stallgebäude und ein paar Eschen bereichern als einzige Elemente die Landschaft.

Es besteht keine Gefahr, dass es mich an den Hanover Square erinnern wird. Ich schließe für einen Moment die Augen, erleichtert und enttäuscht zugleich.

Warum sollte sich jemand ausgerechnet hier oben niederlassen und nicht in den Tälern? Ich habe gehört, dass Fischer ihre Hütten in die Klippen gebaut haben, aber es sind keine zu sehen. Tatsächlich gibt es kaum einen Hinweis auf Gesellschaft, abgesehen von dieser einen unpassenden Wohnstätte, die nahe am Abgrund steht.

Unser Pony hält neben der Eingangstür an. Etwas knirscht unter unseren Rädern. Vielleicht war es einmal eine Schotterpiste. Jetzt gibt es hier nur noch Gras und Steine.

Alle Fensterläden bleiben geschlossen. Das Haus scheint blind, aber unbesorgt zu sein. Ja, das ist der vorherrschende Eindruck, den Morvoren auf mich macht: Es strahlt eine stoische Ruhe aus. Als wäre es schon immer hier gewesen und würde immer bleiben, trotz der aufgewühlten See darunter.

Ich steige vom Wagen ab und nehme den Reisekoffer wieder zu mir. Meine Glieder sind steifer und weit weniger willig als beim Hinaufklettern. Schwindel übermannt mich. Ich muss mich mit einer Hand auf dem Rumpf des Ponys abstützen und warten, bis das

Trudeln aufhört. Sollte ich stürzen, würde Gerren mir wohl kaum zu Hilfe kommen.

Wenigstens ist die Fahrt im Wagen eine Entschuldigung für mein zerzaustes Haar und mein derangiertes Kleid. Im grauen Morgenlicht wirkt meine Schnürung nur leicht verrutscht; ein Wunder, wenn man bedenkt, dass ich mich im Dunkeln umgezogen habe.

Zumindest bin ich nicht voller Blut.

Die Eingangstür ist ein altes Stück Holz, das nicht besonders dick zu sein scheint. Licht pulsiert um die Ritzen an den Kanten – eine Kerze, die sich dahinter bewegt. Ein Riegel verschiebt sich.

Ich schlucke schwer.

Jetzt ist der Moment, der Höhepunkt meiner Reise. Die vage, schattenhafte Zukunft, die ich mir ausgemalt habe, wird Wirklichkeit.

Ohne mein Taschenfläschchen fühle ich mich unfähig, ihr entgegenzutreten.

Die Tür geht krachend auf.

Ein etwa 16 Jahre altes Mädchen erscheint, einen Wollschal um Hals und Schultern gewickelt. Sie hält eine Kerze in der Hand, aber der Wind löscht die Flamme in Sekundenschnelle aus.

»Kommen Sie herein!«, ruft sie mir über den Wind hinweg zu.

Sie schlurft zurück, so weit hinein, wie es ihr möglich ist, während sie die Tür mit dem Fuß aufhält. Ich rieche Teig und etwas wie Zimt.

Meine Beine können mich und meinen Koffer nicht schnell genug befördern.

Das Mädchen schlägt die Tür mit einem erleichterten

Laut hinter uns zu. Sie erwähnt Gerren nicht, der immer noch draußen steht, und ich bin nicht geneigt, ihn ihr ins Gedächtnis zu rufen.

Mit der freien Hand reibt sie meine Schulter, als will sie mich damit wärmen.

»Sehen Sie sich an, Sie Arme! Völlig durchnässt und blass wie der Mond. Ich bin Merryn«, fügt sie lächelnd hinzu. Sie hat eine gewinnende Art und ein sympathisches Gesicht, trotz des großen Muttermals, das eine Wange sprenkelt. »Immer vor allen anderen auf den Beinen.«

»Miss Why«, stelle ich mich vor. Diesmal habe ich mich erinnert.

»Oh, als ob ich das nicht wüsste! Die ganze Woche nichts als ›Miss Why dies‹ und ›Miss Why das‹. Kommen Sie weiter. Wir bringen Sie schnell in die Wärme.«

Von allen Begrüßungen, die ich mir vorstellen konnte, habe ich so was am wenigsten erwartet. In London würde sich ein Küchenmädchen nicht trauen, eine höhere Bedienstete anzusprechen, geschweige denn eine Frau, die mehr als zehn Jahre älter ist als sie.

»Sorgen Sie sich nicht wegen Ihrer Stiefel auf dem Boden. Ich werde ihn nachher sowieso schrubben.«

Ihre Worte regen mich dazu an, einen Blick auf die Umgebung zu werfen.

Wir stehen in einer großen Eingangshalle, die nicht zum Äußeren des Hauses passt. Alles ist aus Stuck und klassisch, ohne eine Spur von Farbe. An der Decke sind Weinreben eingearbeitet, und von einem Giebel über dem Kamin blicken griechische Götter herab. Es

erinnert mich an die Auslagen in den Schaufenstern der Konditoreien: Formen, die ganz aus Baiser bestehen.

Es hat aber auch gar nichts vom Glanz von Kristall und Siena-Marmor am Hanover Square.

Merryn führt mich durch eine grün bespannte Fries-tür, hinter der sich die Bedienstetenzimmer verbergen. Die von Kaffee geröstete Luft entlockt meinem Magen ein Knurren. Wir betreten eine lange, schmale Küche, in der ein Feuer knistert, dessen orangefarbene Lich-ter sich in den kupfernen Töpfen spiegeln, die an der Wand hängen.

Die einzige Person, die sich hier aufhält, ist eine stämmige Frau mittleren Alters mit rundem Gesicht und einem Lächeln, während sie ein Brot aus Leinen-tüchern auswickelt.

»Miss Why! Sie sind schon da. Sie müssen erschöpft sein. Setzen Sie sich. – Merryn, nimm ihren Schal und hänge ihn zum Trocknen auf. Kommen Sie näher ans Feuer. So ist es gut. Ich schneide Ihnen eine Scheibe von diesem Brot ab, und Merryn kann uns einen Tee zubereiten.«

Meine Haut kann wieder Empfindungen wahr-nehmen, was anfangs schmerzt. Meine Kleider damp-fen in der Hitze. Ich muss mich beherrschen, um mich nicht auf die vor mir ausgebreiteten Speisen zu stürzen und sie zu verschlingen. Ich sollte einen guten Ein-druck machen.

»Du meine Güte, wie Ihre Hände zittern!«, ruft Merryn, als sie mir den Tee einschenkt. »Passen Sie auf, dass Sie sich nicht erkälten.«

Ja. Sie soll gern glauben, es sei die Kälte.

»Normalerweise brechen wir unser Fasten im Bedienstetensaal«, teilt mir die ältere Frau mit. »Aber das ist erst in etwa einer Stunde. Ich dachte, Sie würden lieber hier etwas zu sich nehmen, und dann werde ich Ihnen das Haus zeigen. Später ist genug Zeit für ein Treffen mit den anderen.«

»Ich danke Ihnen, Mrs. ...?«

»Quinn.« Sie lächelt wieder. Einer ihrer Frontzähne fehlt. »Sie kennen mich nur durch die Post.«

»Mrs. Quinn!«, rufe ich. »Dann habe ich mit *Ihnen* korrespondiert! Verzeihen Sie mir, ich hatte ja keine Ahnung.«

Diese Frau ist also die Haushälterin! Ich hatte jemanden erwartet, der strenger ist. Sie hat weder ein herrisches Gehabe noch ist sie feiner gekleidet als Merryn; beide tragen ein gestreiftes Baumwollkleid und eine Leinenschürze.

Der einzige Unterschied besteht in ihrer Haube, die mit einem rosafarbenen Band versehen ist, während Merryns keines hat.

»Wir sind nur wenig Personal und haben viel zu tun. Ich helfe gern in der Küche aus.« Sie spricht mit einem leisen Stolz. »Stellen Sie sich vor, wie erfreut ich war, eine Zofe mit Ihren Fähigkeiten als Krankenschwester zu finden! So etwas ist wirklich selten.«

Ich kaue an einem Stück Brot, damit ich nicht sofort antworten muss. Merryn sieht mich mit einem mädchenhaften, bewundernden Grinsen an.

»Das ist gar nicht so außergewöhnlich. Mein Vater war Knochensäger bei der Armee, meine Mutter Hebamme. Es blieb nicht aus, dass ich von ihnen lernte.«



www.laurapurcell.com

Laura Purcell ist fasziniert von der finsternen Seite der königlichen Geschichte. Ihre unheimlichen, historischen Romane haben ihr schnell viele Fans beschert und den Ruf eingebracht, die »neue Königin der Gothic-Thriller« zu sein.

Laura lebt mit ihrem Mann und ihren Meerschweinchen in Colchester, der ältesten bekannten Stadt Englands. Sie arbeitete in der Kommunalverwaltung, in der Finanzbranche und in einer Buchhandlung, bevor sie Vollzeitautorin wurde.

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de